

Tagebuch von Landwehrmann Johannes Krafft

Der Autor beschreibt hier seine Kriegserlebnisse ab dem 1. August bis zum 10. Dezember 1914. Nachfolgend auszugsweise seine Erlebnisse von der Mobilmachung in Mannheim bis zu seinem Aufenthalt im Hospital Hasenrain in Mülhausen. Die Verwundung, welche zur Hospitalisation im Hasenrain führte, erlitt er in der zweiten Schlacht bei Mülhausen - Dornach am 19. August 1914.

Am 11. August fuhr das Landwehr Regiment von Mannheim über Freiburg nach Haltingen. Von dort wurde nach Lörrach marschiert. Die Schiffsbrücke bei Istein wurde am frühen Morgen des 13. August passiert.

Kilometerweit sind alle Bäume gefällt und alles Gestrüpp niedergehauen. Zum Teil, damit die Artillerie ein freies Schussfeld hat, zum Teil aber auch als Wehre für uns und als Hindernisse für die Feinde. Überall sind auch mächtig tiefe Schützengräben, die noch viel weiter ausgebaut werden sollen.....

Augenblicklich liegen wir in einem endlos langen Wald. Wir sind zwei Stunden darin herummarschiert, aber immer ist noch kein Ende abzusehen. Der Marsch war sehr hastig. Es hat viele Schlappe gegeben. Deshalb sollen wir an dieser Stelle auch zwei Stunden rasten. Herr des Himmels, wie viele Fußkranke es gibt! Wir wissen jetzt, dass unser Ziel Mülhausen ist.....

Eben sind auf dem Habsheimer Exerzierplatz Flieger aufgestiegen. Wir begrüßen sie mit donnerndem Hurra. Zum ersten Male sehen wir die großen schwarzen Kreuze auf den Tragflächen, das Wahrzeichen und Kennzeichen unserer deutschen Flieger.



Endlich, endlich in Mülhausen! Wir haben viel länger zu dem Weg von Habsheim hierher gebraucht, weil wir häufig unterwegs halten mussten. Eine ganze kriegsstarke Division ist uns entgegengekommen. Oft in drei Kolonnen auf der Landstraße nebeneinander Artillerie, Infanterie und Kavallerie, oder auch Artillerie- und Infanteriekolonnen und unendlich viel Bagage. Wir mussten wiederholt auf das freie Feld herausgehen. Auch das war mit viel Unannehmlichkeiten verknüpft,

denn überall in dieser Gegend, wo der Kampf so heftig getobt hat, sind von Granaten riesengroße Löcher gerissen. Neben der Landstraße liegen auf weiten Strecken auch der im Gefecht heruntergerissene Draht der Telefonleitungen.

In Mülhausen war es bei unserem Einrücken vollständig stockfinster. Es hat etwas Unheimliches, in einer großen Stadt zu marschieren und nirgend Licht zu sehen. In der völligen Dunkelheit haben wir schließlich sogar noch ein verkehrtes Ziel erwischt. Wir marschierten in eine Fabrik hinein, die im ersten Augenblick für die Schule gehalten wurde, in der wir vorläufig Quartier haben sollten. Nach fünf Minuten zogen wir unter Fluchen wieder hinaus.

Am andern Tag wurde wieder marschiert, zunächst Richtung Illfurt, dann wieder durch den Hardtwald nach Ottmarsheim und schließlich nach Neuenburg.

Am 18. August ging es wieder durch den Hardtwald in Richtung Mülhausen.

Wir liegen angriffsbereit in dem fürchterlich großen Wald, den wir nun schon zweimal nach allen Richtungen in der Länge und Breite durchquert haben.

Dann ging es weiter auf die Höhen hinter Habsheim wo Stellung bezogen wird und wo alle halbe Stunde Patrouillen ausgesandt werden.

Alle Straßen nach Mülhausen, dessen Türme in der klaren Luft wie greifbar nahe zu uns herüberschauen, sind von uns ständig bewacht. Das wenig übersichtliche Gelände in der Richtung nach dem Feind soll in der Nacht ganz besonders scharf aufgeklärt werden. Der Höhenrand, auf dem wir liegen, soll von uns im Falle eines Angriffs unter allen Umständen gehalten werden.

19. August 1914

Als wir dieses Mal in Mülhausen einrückten, war es fast heller Mittag. Die Sonne brannte drückend heiß auf uns herab. Bald waren wir in einem Stadtteil, der schon vorortsmäßig aussah. Plötzlich fiel ein Schuss in gar nicht großer Entfernung wie ein Peitschenknall. Der Hauptmann kam angesprengt wie ein Gewitter: „Seitengewehr pflanzt auf. Ohne Tritt marsch. Der Feind ist in Dornach und Niedermorschweiler in großen Massen. Wir greifen an.“

Es ging über eine Brücke und dann waren wir in Dornach. Vor uns begann ein Knallen, das schließlich in ein richtiges Rattern überging. Klirren und Splitter von eingeschlagenen Türen und Fenstern schallten herüber. Alle Türen in Dornach

waren geschlossen. Alle Fenster mit dichten Läden bedeckt. In einem Hause wurden plötzlich die Fensterläden wenig über handbreit gelüftet. Gewehrläufe blinkten auf. Feuerschlangen zischten heraus. Schüsse, Schreie der ersten Getroffenen. Wir stießen und traten die Türen ein, stürmten in die Häuser, und da fiel mir ein Mensch mit blutüberströmtem Gesicht und schon halbverglasten Augen fast um den Hals. Der erste schrecklich Sterbende, den ich gesehen habe. Im Fall hat er mich über und über mit seinem Blut besudelt. Der Geruch war so unerträglich, dass ich den gerollten Mantel, der sich ganz voll Blut gesogen hatte, weggeworfen habe.

Beim weiteren Vorgehen erhielten sie starkes Maschinengewehrfeuer. Sie fanden Deckung in einer Sandkuhle.

Einige, die auf dem Rand der Sandkuhle zur Beobachtung lagen, riefen: „Unsere Leute hinter uns ziehen sich zurück, aber vorn liegt noch eine Schützenlinie, die rührt sich noch nicht.“ Unser Major, der auch in die Sandkuhle mit hinein geraten war, rief uns zu: Wir wollen unsere Kameraden da vorn nicht im Stich lassen.“

Wir stürzten vor in die vordere Linie hinein. Wir sollten eine fürchterliche Entdeckung machen. Diese Schützenlinie, rund 150 Mann, die anscheinend hier vorn ruhig liegen geblieben war, bestand nur aus Toten. Sie waren Opfer feindlicher Maschinengewehre. Alle hatten Kopfschüsse, einen oder mehrere.

Nach kurzer Zeit erhielten wir aber auch Feuer von der feindlichen Artillerie, und schnell und sicher schoß sie sich ein. Schrapnells explodierten prasselnd über uns und heulend sausten die Granaten über uns weg und kamen immer näher an uns heran. Maschinengewehre wurden wieder gegen uns ins Feuer gebracht. Furchtbare Augenblicke hindurch sausten die Kugeln in schrecklichem Gleichtakt über unsere Köpfe hinweg, kommen tiefer, immer tiefer, waren nur noch wenige Zentimeter über uns, da kam der Befehl, uns möglichst in Deckung nach einem Schuppen der elektrischen Straßenbahn, der vermutlich für Arbeitswagen da draußen gebaut ist, langsam zu sammeln.



Wir waren etwa noch 120 Mann unverwundeter Leute. Der Major war noch bei uns. Als wir noch 20 Schritt von dem Schuppen entfernt waren, mussten wir über eine freie Fläche, und da bekamen wir wieder ein hageldichtes Maschinengewehrfeuer aus den Häusern. Es war unmöglich, in den Schuppen zu kommen. Die Kameraden vor uns fielen von vielen Kugeln durchbohrt. Springend und kriechend erreichten wir ein Haus, das nach dem Kampfgebiet am weitesten vorgeschoben war. Ein Arbeiterhaus an einem Bahndamm. Im Nu hatten wir den Garten zu einer Verteidigungsstellung eingerichtet. Von drei Seiten erhielten wir hier Feuer, und nach drei Seiten verteilten wir unsere Kräfte. Die feindlichen Schützenschwärme waren auf 300 Meter herangekommen. Hier und da gab es Streifschüsse.

Einmal haben wir geschossen wie wahnsinnig, nicht gezielt, den Kolben auf die Brust gesetzt. Nur hingehalten. Das waren wenige Minuten, als die Franzosen kolonnenweise in einer Entfernung von 200 Meter eine leichte Anhöhe herabstiegen. Sie scheuten aber keine Opfer. Immer neue Kräfte setzten sie ein, und schließlich lagen sie auf der einen Seite hinter einem Straßenrande in einer Entfernung von kaum 100 Meter.

Und nun trafen sie. Nun erst schauten wir den sicheren Tod. Er forderte Zug um Zug seine Opfer. Fleischwunden zählten nicht. Wer als Verwundeter das Gewehr noch halten konnte, schoss weiter.

Dieses war aber die furchtbare Minute, in der das große Sterben unter uns begann. Zuerst fiel mein Nachbar zur Linken. Ich sah, wie ihm Tränen aus den Augen traten und sich langsam mit dem rinnenden Schweiß auf seinen Wangen vermischten. In diesem Augenblick sagte er: „Meine Frau! Meine...“ da flog ihm ein Stück seines Schädels von der Schläfe weg. Er sank in sich zusammen ohne einen Laut, als ob er müde wäre.

Der Major rief zu dieser Zeit: „Ruhig weiter schießen, Kameraden! Wer fällt, ist als Held gestorben; hat einen guten Soldatentod gefunden!“ Später: „Schießt! Schießt, Leute! Sonst schlagen sie uns tot wie tolle Hunde.“



Die Ziele, die uns die Franzosen boten, waren jetzt unheimlich klar und groß. Das Schrecklichste war, dass wir deutlich sehen konnten, wie dem oder dem da drüben das Blut aus dem Kopf schoss, wie der eine oder der andere der Gegner drüben mit einem Schrei die Hände über dem Kopf hochhob und sich nach hinten überschlug.

Der Kamerad zu meiner Rechten stöhnte auf einmal laut auf. Er hatte mehrere Schüsse in kurzer Folge durch den Leib erhalten. Ich durfte mich nicht um ihn kümmern.

Plötzlich war es mir, als ob eine Eisenhand sich um meinen rechten Oberarm legte und ihn zurückhielt, umklammerte und von dem Gewehrkolben abriss. Matt fiel meine Hand herab. Ich fühlte, wie etwas Warmes langsam meinen Arm herabließ. Es war Blut, das jetzt auf mein Knie träufelte. Da wusste ich, dass es mein Blut war, dass ich in den rechten Oberarm getroffen war.

Zehn, zwölf Mann waren noch am Leben. Ihr schwaches Feuer machte den Gegner mutig. Er verließ seine Deckung und wagte einen Sprung.

Jetzt durfte ich die flehentlichen Bitten des Kameraden rechts von mir erfüllen. Ich schleppte ihn ins Haus und gab ihm zu trinken. Er verlangte nur immer wieder wild nach Wasser, Wasser. Ich hatte ihn in die gute Stube des Häuschens getragen. Ein Kamerad stieß die Tür auf und rief: „Kameraden, wir müssen euch alleine lassen. Wir sind kaum noch ein Dutzend; die Franzosen kommen zu Hunderten. Der Major ist verwundet.“

Dann hörten wir grimmiges Gebrüll. Das waren die Franzosen, die auf den Garten und das Haus losstürmten. Das Trappeln und Stampfen von Hunderten von Läufern, das Klirren und Klappern von Ausrüstungsgegenständen tönte herein. Schüsse fielen, knatterten gegen die Türen, klirrten durch die Fenster. Plötzlich eine atemlose, fürchterliche Stille....

Wir Verwundeten lagen in der Stube auf dem Boden, gegen Sicht gedeckt. Mein Blick fiel im Liegen auf ein Klavier, das da an der Wand stand. „Merkwürdig,“ dachte ich, „es ist unversehrt.“ Da hörten wir schleichende Schritte im Hausgange. Ob das schon die Franzosen waren! Nein, es war ein deutscher Unteroffizier. Scheu blickte er uns an, als wollte er sich entschuldigen. Er sagte auch: „Raus kann ich nicht mehr. Und allein kann ich die Gesellschaft doch nicht wegjagen.“

„Komm hier her und hilf uns,“ sagte ich ihm.

Er wollte die Tür schließen. Ich hielt ihn davon ab. „Mensch, dann müssen die da draußen doch denken, hier versteckt sich jemand, der noch kämpfen will.“

„Das ist wahr“.

„Sieh zu, ob du nicht irgendeinen Zettel findest, dann schreibe ich auf französisch darauf „Verwundete“. Den kannst du an die Haustür backen.“

Er hatte Papier und Bleistift bei sich und las mit, während ich schrieb: „Blessés.“

In demselben Augenblicke fast schienen sich seine Haare zu sträuben von dem, was er im Knien sah. Ich folgte seinem Blick, und da sah ich durch das Stubenfenster blitzende Bajonette und erhitzte Köpfe unter blauen Käppis mit unruhig funkelnden Augen.

Jetzt entschlossen die da draußen sich, in das Haus hinein zugehen. Das war ja nicht schwer; alle Türen und Fenster standen sperrweit auf. Die Vorderen zögerten. Hatten sie Angst? Die Hinteren drängten. Hatten sie Mut? Jetzt lasen die Vorderen den Zettel. Man hört, wie zwanzig, dreißig Stimmen sagen „Blessés“. Wie auf Kommando kamen sie nun hereingestürzt mit gesenktem Bajonett. Wollten sie uns töten? Meine linke Hand umklammerte meinen guten Browning in der Tasche. Sicher hätte er zwei bis drei der Leute mitgenommen, wenn sie an uns Wehrlosen ihre Wut ausgelassen hätten. Drohend rief ich ihnen zu: „Pas tirer! Nous sommes des blessés! Pas tuer!“ Und hielt meinen blutüberströmten Arm empor.

Die Eindringenden waren überrascht. Sie stutzten. Da lag ein Deutscher, der sie in der Muttersprache anredete. Trotz der Gefahr hatte ich doch ein deutliches Gefühl für das Komische der Situation und rief dem Nächststehenden, einem kleinen schwarzen Burschen, der vor Staunen den Mund aufriss, zu: „Sentez! C'est du sang!“

Da waren die Herren abgelenkt. Einer nach dem anderen sagte: „C'est bien!“ Und dann drängten sie sich gegenseitig hinaus.



Bald aber kam ein Haufen anderer hinein. Wir wussten bald warum. Sie hatten ihre Arbeit eben im Garten erledigt an den Toten und wollten sie an uns Lebenden nun fortsetzen. Und ihre Arbeit bestand darin, unsere Taschen zu durchwühlen. Rücksichtslos fielen sie über uns her. Das erste, was sie entdeckten, war meine Browning. Sehnsuchtsvoll folgte ihm mein Blick! Ein ganz schlauer hatte gesehen, dass ich die linke Hand in der linken Tasche hatte und sagte es. Große Aufregung. Sie versuchten, den Browning in meiner Richtung abzudrücken; sie verstanden aber den Mechanismus nicht. Einer wollte besser damit Bescheid wissen als der andere. Die Waffe wanderte von Hand zu Hand. Schließlich nahm sie einer durch das Stubenfenster draußen in Empfang, und wieder einmal war ich gerettet.

Jetzt trat ein Unteroffizier an das Fenster. „Verwundete?“

Ich antwortete: „Man sieht’s.“

Er zeigte mit dem Finger auf mein gutes Fernglas, das mir noch um den Hals hing. Eine Sekunde später ist er der Besitzer.

Von dem übrigen Inhalt meiner Taschen waren die Herrschaften nicht sehr erbaut. Mein Brotbeutel entschädigte aber die Suchenden.

Dann ertönten draußen Kommandorufe. Die Gäste verschwanden. Aber bald stürzte ein neuer Schwarm herein. Einer unternehmungslustig:

„Sind hier noch Deutsche im Keller oder auf dem Boden?“

„Nein!“

Da polterten sie hinaus, ballerten zwanzig, dreißig, vierzig Schüsse die Kellertreppe hinunter und wagten sich doch nicht hinein. Dann verschwanden sie und es war einen Augenblick ruhig.

Plötzlich erschien jemand am Fenster. Ein Offizier.

„Wer spricht hier französisch?“

„Ich!“

„Wo sind deine Kameraden?“

„Gefallen!“

„Wollen Sie mir nicht sagen, wo sie geblieben sind?“

„Sie sind tot oder verwundet.“

„Das sind höchstens hundert. Wo sind die anderen, die an dieser Stelle gekämpft haben?“

„An dieser Stelle sind wir nur hundert gewesen.“

„Teufel auch! Ihr seid hier nur hundert Mann gewesen?“

„Ungefähr ja!“

„Sie sind an der Hand verwundet, und was hat der, der da liegt?“

„Bauchschüsse.“

„Was hat der dahinten denn?“

„Das ist unser Krankenpfleger.“

„Ist er verwundet?“

Keine Antwort.

„Er soll rauskommen.“

Ich sage zu ihm: „Du sollst gehen, Kamerad. Man wird dich gefangen nehmen. Gehe es dir gut! Leb wohl!“

Bald näherten sich wieder Schritte. Diesmal waren es aber drei Männer mit weißen Mützen und dem roten Kreuz. Deutsche! Hilfebringende Deutsche! Das war uns, als wären wir von neuem geboren. Mit freundlichen, beruhigenden Worten kamen sie herein. Ich hatte das Gefühl, ein Kind zu sein, das sich wehgetan hat und von einer unendlich gütigen Mutter getröstet wird.

Als ich verbunden war, bin ich noch einmal in den Garten zurückgegangen, habe nur einen Blick hineingeworfen. Da lagen meine Kameraden und schienen zu schlafen, aber ihre Gesichter waren so bleich, und dicke rotschwarze Linien kreuz und quer entstellten das Gesicht vieler. Das war geronnenes Blut. Bei manchem sickerte es noch leise nach. Vor Schmerz und Trauer wollte ich umsinken und erschrak fast, als jemand die Hand auf meinen Rücken legte und mich mit sich zog. Es war ein Sanitäter. Voraus trugen die anderen beiden den Kameraden mit den Bauchschüssen. Er ist bald darauf gestorben.

Auf dem Wege nach dem Krankenauto, das auf der kaum 100 Meter entfernten Landstraße mit einem Anhängewagen hielt, sah ich noch zwei der Kameraden, die mit uns gekämpft und dann versucht hatten, den Rückweg zu gewinnen. Im Laufe waren sie tödlich getroffen und nahmen im Liegen noch die Stellung ein wie eilig Davon hastende. Sie waren bleich und tot.

Als ich auf dem Anhängewagen Platz gefunden hatte, war das Auto mit verwundeten deutschen und französischen Soldaten voll geladen. Die Fahrt ging durch Mülhausen bis wir in einem Park ankamen. Wir kamen in das Hasenrain Hospital in Mülhausen.

Am 13. Nov. in der Gegend von Ypern erhält Krafft bei einem Sturmangriff einen Schuss durch beide Oberschenkel. Lange liegt er schwer verletzt in einem Schafstall bevor ihn Kameraden zurückbringen. In diesem Stall bekam er Besuch von einem Hund:

„Da sah ich, dass es ein halbverhungertes, dreckiger Schäferhund ist. Mit gestäubten Haaren duckte er sich und stürzte dann auf mich los. Verbiss sich in mein rechtes wundes Bein. Mit unendlicher Mühe habe ich ihn erwürgt. Ein Glück, dass der Köter vom Hunger noch geschwächerter war als ich von meinem Blutverlust!

Dann kam er in ein Feldlazarett in Flandern, beide Beine mussten amputiert werden. Als er transportfähig war, wurde er nach Deutschland verlegt, wo er aber bald seinen Verletzungen erlag.

Einem Kameraden hatte er vor seinem Tod noch gesagt:

Das Ereignis, in dessen Mitte wir stehen, ist so gewaltig, so überragend, dass wir uns sein Bild doch nur aus Einzelbildern mosaikartig zusammensetzen müssen. Ich glaube, dass ich in meinem Tagebuch und in meinen Briefen unbewusst ein Teilschicksal in dem wogenden Meer unerhörter Ereignisse gestaltet habe, das kennen zu lernen wertvoll ist.

Dieser Kamerad sorgte dafür, dass sein Tagebuch noch 1915 veröffentlicht wurde.